

Unterhaltungsblatt

„Augsburger Postzeitung“.

Nr. 67.

Freitag, den 14. August

1896

Für die Redaction verantwortlich: Dr. Theodor Müller in Augsburg.
Druck und Verlag des Literarischen Instituts von Haas & Grabherr in Augsburg (Vorbesitzer Dr. Max Gutler).

Ein furchtbares Geheimniß.

Dem amerikanischen Original der Mrs. Mary Agnes Fleming nachgezählt von Lina Freisrau v. Berlepsch.

(Fortsetzung.)

12. Kapitel.

Der Tragödie erstes Ende.

Etwa acht Tage nach Lady Chaterons Begräbniß steigerten einige Ereignisse die Aufregung auf Newberste. Zunächst erfolgte Miß Chaterons Verhör vor der Polizeibehörde und ihre Ueberstellung ins Gefängniß bis zur Assisen-Verhandlung.

Wichtig und stolz nahm sie Platz auf der Anklagebank, äußerlich unbewegt überschaute sie das Meer von drohenden Gesichtern. Auch ihre wenigen Freunde waren zugegen. Deren Zahl war gering, weil allgemein angenommen wurde, daß, wenn sie auch den Todesstreich nicht selbst geführt, sie doch des Bruders Helferin gewesen.

Jane Pool's Aussagen gegen sie waren bitterer, verblicher denn je. Hoopers widerstrebende Worte zeugten ebenfalls gegen sie. Nach zwei Tagen wurde Inez Chateron wieder ins Gefängniß gebracht, um wegen Mordes vor den nächsten Assisen angeklagt zu werden.

Trotz aller Anstrengungen der Chesholmer und Londoner Polizei wurde von Juan Chateron keine Spur gefunden.

Sir Victor hatte die Krift glücklich überstanden, er sollte leben, ohne das geliebte Weib, das in der Ahnengruft ruhte.

Der Erbe von Chateron Mohals war nach Powys Place gebracht worden, um dort unter seiner Großtante Obhut erzogen zu werden.

Eines Tages erhielt Lady Helena einen Brief in offenbar verstellter Handschrift. Das Couvert enthielt ein an Inez Chateron adressirtes Schreiben.

Sie fuhr am folgenden Tage ins Gefängniß und überreichte dasselbe schweigend ihrer Nichte.

„Gott sei Dank!“ flüsterte diese.

„Es ist von Juan, natürlich; darf ich's lesen? Kommt er nun —“

„Kommt?“ rief Inez erstaunt, „gewiß nicht, er ist Gottlob in Sicherheit.“

„Und läßt Dich an seiner Stelle leiden, und Du dankst dem Himmel dafür? Gib mir den Brief.“

„Am Bord der drei Glocken. Liebe Inez, Du siehst, ich entkam glücklich in meiner Verkleidung. In zwanzig

Minuten ließen wir die Anker nach Westindien. Ich las die Zeitung und bedauere, daß man Dich eingezogen hat. Wenn ich dennoch wegbleibe, geschieht's nur, weil ich weiß, sie können Dich nicht verurtheilen, sonst käme ich gleich und gestünde Alles. Der Baron hat den Gehirnhypothus, wenn er stirbt, ist nur der Junge zwischen mir und der Nachfolge. Wisse auch der ins Gras, so wäre ich ein feiner Baron. Natürlich denkt er nicht daran. Mich verfolgt das Geschick, und ich werde ein armer Teufel bleiben lebenslang. Schreibe mir an Bord der drei Glocken nach Martinique, damit ich wisse, wie's in England geht. I.“

Zürnend ballte Lady Helena den Brief zusammen. „Und für den herzlosen Schurken duldest Du all' das? Inez, ich befehle Dir, zu sagen was Du weißt.“

„Ich sagte vor Gericht, was ich zu sagen hatte. Neben hilft nichts.“

Die Tante zerriß den Brief.

„Und Du sollst doch gerettet werden“, sprach sie leiser, „Du darfst nicht vor dem Schwurgericht stehen.“

Miß Chateron blickte auf die starkvergitterten Fenster.

„Ich möchte wohl gerettet werden, wenn ich es könnte, ohne zu sprechen; mich tödtet's, soll ich nochmals auf die Anklagebank.“

Zwei Tage später hatte Lady Helena eine geheime Unterredung mit dem Gefängnißwärter. Auf dem Tische lagen Wechsel im Betrage von fünftausend Pfund. Der Mann saß mit gefalteten Brauen da. Jahre lang war er in Lady Powys' Familie bedienstet gewesen. Ihr Einfluß hatte ihm die Stelle verschafft, sein Weib war krank, seine Familie zahlreich; fünftausend Pfund waren eine große Versuchung.

„Sie riskiren nichts“, flüsterte Lady Helena, „man kann Sie nur wegen Vernachlässigung Ihrer Amtsvorrichtung tadeln, und selbst wenn Sie die Stelle verlieren, bietet diese Summe Ihnen mehr als genügenden Ersatz. Denken Sie an meine Nichte, was ihr Leben bisher gewesen, was es künftig sein soll. Und sie ist schuldlos, ich schwöre es. Auch Sie haben Töchter, — vergessen Sie das nicht.“

Er reichte ihr die Hand.

„Genug, Mylady, es geschehe.“

Vier Tage später enthielt der „Courier“ Folgendes: „Miß Inez Chateron ist aus dem Gefängniß entflohen. Als der Unterwärter mit dem Frühstück kam, fand er das Gefängniß leer. Die Fenstergitter waren durchseilt, eine

Strickletter und Freundeshülfe thaten das Uebrige. Der Oberwärter wird beargwohnt, weil er in seiner Jugend im Dienste der Familie Powys stand. Er erklärt, Wends nichts Verdächtiges entdeckt zu haben. Wenn noch ein Beweis der Schuld fehlte, liefert ihn die Flucht. Die Polizei ist in voller Thätigkeit, um der Flüchtigen wieder habhaft zu werden.“

Die Flucht erregte womöglich noch mehr Senfaktion als der Mord. Der Wärter befand sich in Gefahr gelynch't zu werden, weil das Volk den Sachverhalt durchschaute.

Im Dunkel der Nacht entkam auch er mit seiner Familie nach London.

Die Zeit verging. Der Oktober war zu Ende, und noch keine Spur von den Flüchtigen gefunden. An ihrer Schaulust scheiterten die Bemühungen der Polizei.

Die erste Novemberwoche brachte neue Kunde. Sir Victor hatte Chateron Royals verlassen. Die Familie Powys begab sich mit dem Kinde und dessen Armee nach dem südlichen Frankreich, weil des kleinen Victor Gesundheit es verlangte.

Das Schloß wurde der Aufsicht der Mrs. Marsh und des Mr. Hooper, den Ratten, Mäusen und der Unbill des Wetters überlassen und das Nordzimmer für immer geschlossen.

So endete für die Gegenwart die Tragödie von Chateron Royals. Bruder und Schwester hatten sich dem Gesetz entzogen, Lady Chateron lag stumm mit gefalteten Händen in der Gruft, ein Monument kündete Namen und Alter.

Doch der Mord will an's Licht; wenn auch langsam, folgt die Strafe sicher, es kommt ein Tag der Wiederbergeltung, schrecklich und furchtbar für den Mörder von Meta Chateron.

Zweites Buch.

1. Kapitel.

Miß Darrell.

Mit unaufhörlichen Regengüssen reichte sich der März dem strengen Januar und Februar und brachte mit seinem Schmutz, seinen nassen Frühlingsklüften und seinem einförmigen Wolkendach alle Menschen in Verzweiflung.

Wenn Du die ganze Küste zwischen Maine und Florida absuchtest, Du fändest kein düstereres und schmutzigeres Städtchen als Sandypoint in Massachusetts. Es besteht aus einigen lathigen Straßen, weißgelackten Häusern mit rothen Thüren und hellblauen Läden. — Ein halbes Duzend Krämerereien, ein Schulhaus, zwei Kirchen, eine Markthalle und drei Wirthshäuser bilden die öffentlichen Gebäude. Im Rücken hat es den Urwald, vor sich die See. Diese war heute ganz in Nebel gehüllt, dumpf schlug die Brandung an die Felsenriffe, schwer und dunkel stand der Forst im Hintergrunde; wer aber soll den Zustand der Straßen beschreiben? Und noch schien das Wetter nicht Lust zu haben, sich zu ändern.

Es war zehn Uhr Vormittags. Die Straße war leer, Thüren und Fenster geschlossen. Plötzlich tauchte am Ende derselben ein junges Mädchen von etwa achtzehn Jahren in Begleitung eines nassen Köters auf. Sie war aus einem unscheinbaren Häuschen an der Küste getreten und durchwatete den Schmutz, ohne sich des Schutzes eines Regenschirmes zu erfreuen. Ihrem schwebigen Gewande, den alten Filzhut mit den rothen Blumen

hatten Wind und Regen ohnehin längst zerzaust, mochte das Unwetter nichts anhaben.

Und doch war es ein hübsches Mädchen, mit großen schwarzen Augen, regelmäßigen Zügen und hoher, schlanker Gestalt. Stelle aber Bennis im Regenschirm auf eine lothjähwimmende Straße, hülle sie in fadenscheinigen Alpaca, einen abgetragenen Shawl, und sieh Dir dann Deine Anadyomene an.

Edith Darrell leidet zur Zeit an all' diesem Unge'mach, steht obendrein mürrisch aus und hat sich momentan offenbar um ihre persönliche Erscheinung nicht gekümmert. Raslos schreitet sie dem Orte ihrer Bestimmung, einem alten Krawladen, zu, dessen Bestker mit einem herzlichen „Guten Morgen, Miß Darrell, womit kann ich Ihnen dienen?“ sie begrüßte.

Sie verlangte die nöthigen Waaren, verließ das Lokal mit kühlem Miden und wandte sich der Post zu.

Selbst der alte Posthalter erkannte sich bei ihrem Anblick zu einem Lächeln; sie mußte, wenn bei guter Laune, eine allgemein beliebte Persönlichkeit sein.

„Briefe für Sie? Ja, Miß Edith, hier ist ein Schreiben aus New-York.“

Erköthend griff sie darnach, aber es war eine Mädchenschrift, und das blaue Siegel trug ein sentimentales Motto.

„Von Trixy“, flüsterte sie, „und ich hatte gehofft — wissen Sie gewiß, Herr Posthalter, daß sonst nichts für mich eingelaufen ist?“

„Ganz gewiß, Fräulein.“

Sie wandte sich nach kurzem Gruß, ihre Züge verflusterten sich. „Er ist wie alle andern“, dachte sie bitter, „aus den Augen, aus dem Sinn. Wie thöricht zu hoffen, daß er mein gedächte.“

Mit eiligen Schritten machte sie sich auf den Heimweg und sah bald das elterliche Haus, ein einsames, auf einem Riff stehendes Gebäude vor sich liegen. Ein Weg führte dahin, ein anderer nach dem Strand unten. Sie blieb stehen und schaute mürrisch zu dem Haus hinauf.

„Wenn ich heimgehe, muß ich kochen oder flicken. Meine theure Stiefmutter hat Wäsche, und ich weiß, was das zu bedeuten hat. Nein, selbst im Regen ist's besser als daheim.“

Sie schlug den entgegengesetzten Pfad ein und gelangte zu einem Fessenvorsprung, der ziemlich vor dem Wetter geschützt war. Dort setzte sie sich und erbrach den Brief.

Der Brief lautete:

„New-York, den 13. März 18—

Vor einer halben Stunde kam ich von einem glänzenden Ball nach Hause und will Dir, Liebste Dithy, von dessen Glanze erzählen, so lange alles farbenhell in meiner Erinnerung prangt. Der Ball ward zu Ehren vornehmer englischer Gäste, Lady Helena Powys von Powys Place, Cheshire, und Sir Victor Chateron von Chateron Royals, Cheshire, gegeben. Wie prächtig die Titel klingen! Meine Feder ist stolz, die Namen zu schreiben. Lady Helena! o Dithy, wie herrlich muß es sein „Mylady“ zu heißen! Du fragst was ich trug? Ein grünes Seidenkleid unter weißem Tüll gerafft mit Maiglöckchen und Gras. Das Gletche hatte ich im Haar. Ein verführerisches Costüm, meinst Du. Nun, ich sah gut aus, tanzte die ganze Nacht, und was mein Hochentzücken bildet — dreimal mit dem Baron! Ueber sein Tanzen kann ich nicht viel sagen, aber er ist entzückend,

Dithy, herrlich! Ist es auch anders denkbar bei einem Baron? Er hat einen unbeschreibbaren, unnachahmlichen englischen Accent, ist sehr jung, sehr hübsch und sehr blond. Er trägt einen Zwicker, das allein sieht meiner Ansicht nach, schon distinguirt aus, und es gehört zum guten Ton, kurzfristig zu sein. Warum sie in New-York sind, höre ich Dich fragen. Lady Helena wurde ihrer Gesundheit halber eine Seereise verordnet, und ihr Neffe begleitete sie. Mylady ist eine dicke sechzigjährige Matrone, eine Tochter des seligen Marquis St. Albans und seit Kurzem verwittwet. Die Familie ist ungeheuer reich, Dithy, Niemand vermag sich mit ihnen zu messen. Natürlich machen alle Damen Sturm auf den Baron. O Dithy, wenn er sich für mich interessiert, mich zur Lady Chateron macht, ich stürbe wohl aus Glückseligkeit, wie Lord Berleighs Braut in der Geschichte. Denke Du läsest in der Zeitung: „Bermählt durch den Reverend Blauf im Hause des Vaters der Braut Sir Victor Chateron, Baronet von Chateron Novals, Cheshire, England, mit Beatrice Marie Stuart, einziger Tochter des James Stuart, Esquire, Bankier der 5. Avenue, New-York. Keine Karten.“ O Dithy, es macht mir den Kopf verrückt. Und doch eignen sich schon fellsamere Dinge. Nächste Woche ist mein Geburtstag, und Mama gibt eine große Gesellschaft, wozu Lady Helena Powys und Sir Victor gebeten sind. Ich werde rosa Seide mit echten Spitzen tragen und eine Perlen garnitur, für die Papa jüngst tausend Dollars bezahlte. Verfehlen Perlen und Spitzen ihren Zweck, so habe ich noch ein anderes Project. Lady Powys kehrt in der ersten Maiwoche nach England zurück, und wir gehen mit dem gleichen Schiff, Papa, Mama, Rudolf und ich. Ist das nicht reizend? Wenn Du kämest, könntest Du ein Buch über unsere Erlebnisse schreiben. Doch, im Ernst, Edith, ich wünsche, daß Du mitgingest. Es ist eine Schmach, daß Du in dem Sandypoint lebendig begraben sein sollst, Du mit Deinem Geist, Deiner Bildung, Deiner Schönheit!

Wenn ich den Baron heirathe, nehme ich Dich mit nach England, und Du sollst dort glücklich leben. Aber ich habe ja wieder vergessen, von dem Ball zu reden. Ganz New-York war dort. Die Musik herrlich, das Gedränge furchtbar, das Souper himmlisch. Sir Victor gefallen die Amerikanerinnen, wie wäre das auch anders möglich? O, der Winter war köstlich, alle Abend irgendwo Gesellschaft und der Schlittenpartien kein Ende. Ich habe ein prächtvolles Schlittschuhcostüm von violetttem Sammt mit Hermelin; Worte können es kaum beschreiben! Horch! da schlägt es fünf Uhr und die Dämmerung bricht an. Schnell ins Bett. Mit endloser Liebe und zahllosen Küssen Deine
Beatrice.“

Edith ließ den Brief sinken und sah hinaus in die graue, sturmgepeitschte See. Das war ein Leben, nach dem sie sich gesehnt, das sie erträumt, für das sie die Hälfte ihres Daseins hingegeben hätte: Bälle, Opern, Seide, Perlen, Atlaschuhe und Triumphe der Schönheit. Sie dürstete darnach, wie der Blinde nach dem Licht, sehnte sich unsagbar nach den blendenden Hallen, den strahlenden Festen. Sie war jung und schön. Die Natur hatte sie für des Lebens Glanz und Pracht geschaffen, das Schicksal aber hat sie hinausverpflanzt an die öde, trostlose Meeresküste.

Der Regen fiel, der Wind blies ihr ins Gesicht — sie achtete es nicht. Ihr Herz war voll Aufruhr und Bitterkeit.

Beatricens Vater war ihrer verstorbenen Mutter Vetter gewesen; warum gehörte Beatrice zur Selbaristokratie, während sie unter den Armen vegetirte? Die Glorie der Welt, die Fleischhöpfe Egyptens, der Porphyr, der Damast: ihr Herz sprang fast vor Sehnsucht. Ihr ganzes Leben war voll Armuth gewesen, in schätzbaren Kleidern mußte sie in Schmutz und Regen Kommisstionen für die Stiefmutter besorgen. Verzweifelt blickte sie auf die tosende See.

In Gedanken versunken, beachtete sie nicht die sich nahenden Fußstritte.

Plötzlich schlossen sich zwei behandschuhte Hände über ihre Augen, und eine sanfte Männerstimme sagte:

„Wüßte ich doch die Gedanken zu nennen, die ein Mädchen durchtobten, wenn es im Regen auf einem Felsriff sitzt!“

Sie sprang auf und blickte verwundert um.

„O, Du bist's, Rudolf!“ rief sie und streckte ihm leuchtenden Auges beide Hände entgegen.

„Was hast Du denn eigentlich, Edith, wenn ich der Mann im Monde wäre, könntest Du mich nicht ärger anstarren. Hast Du, wenn ich solch' zartes Thema berühren darf, den Verstand verloren, weil Du bei dem scheußlichen Wetter hier sitzen bleibst, um bis auf die Haut durchnäßt zu werden?“

Es war ein hübscher, junger Mann von etwa fünf- undzwanzig Jahren, fein gekleidet und mit jenen unbeschreiblichen Manieren, welche die goldene Aue von New-York auszeichnen.

„Warum siehst Du mich so sonderbar an, Dithy“, begann er nach kurzer Pause wieder, „warum sagst Du nicht, daß Du Dich freust, mich zu sehen?“

„Nun, natürlich freue ich mich, überrascht aber hat mich Dein Kommen, denn ich las eben einen Brief Deiner Schwester, und sie sagt kein Wort davon.“

„Aus dem einfachen Grunde, weil sie nichts davon wußte. Aber laß Dich einmal ansehen, Du bist ja zum Schatten abgemagert, ist das die natürliche Folge meines Fortgehens?“

„Ohne Zweifel, ohne Dich ist das Leben selbstverständlich unerträglich, was ich aber auch verloren haben mag, Dein Eigendünkel ist sich gleich geblieben.“

„Versteht sich, meine Vorzüge sind ebenso dauernd als zahlreich. Uebrigens bist Du weniger herzlich als sonst, woher kommt das?“

„Ich las eben Trigg's Brief, und der stößte mir natürlich ungeheueren Respekt vor der ganzen Familie ein. Wie konnte ich es wagen, dem Busenfreund eines Barons in familiärer Weise zu nahen?“

„Aha, hat Trigg Dir dummes Zeug geschrieben? Ich weiß nicht, ob es merkwürdiger ist, zwanzig Seiten nichtsagender Phrasen zu schreiben, oder sie zu lesen? Der Brief enthält wohl nur Lobgesänge auf Sir Victor? Gut, er ist ein Aristokrat vom reinsten Wasser, ein Baron mit jährlich so und so viel Pfund Renten und mehr Grundbesitz und Häusern, als Du mit Deinen beschränkten Rechenkenntnissen zählen könntest. Er ist blond, also ein völliger Gegensatz zu Dir, Edith, hat einen keimenden Backenbart und geht meist in einem dunklen Oxfordanzug und einem runden Filzhut durch's Leben. Uebrigens gefällt mir der junge Mann; nur sehe ich nicht recht ein, warum die Götter ihm allein ihre Gunst geschenkt haben, mir aber nicht! Willst Du noch mehr wissen?“

„Es genügt, daß er Dir gefällt. Und Lady Helena?“
 „Es ist eine gewichtige, ehrwürdige Matrone in schwarzer Seide und Spitzen, welche den Boden verehrt, auf dem ihr Nefse gegangen. Denke einmal, Du armes Yanteemädchen, sie ist die Tochter eines Marquis, Peeresse von England und erröthe, daß Du keine Ahnen hast. Doch warum wiederkäuen, was Trizy Dir ohnehin geschrieben hat. Du magst eine Najade sein und fähig im ewigen Wasserstrom zu leben, ich aber bin sterblich und dem Rheumatismus unterworfen, Durch alle Poren meiner Patentstiefel dringt das Wasser, es rinnt in Strömen von den Kleibern, und wenn Du nicht noch einmal Luft hat, mich während des Fieberanfalles zu pflegen, schlage ich vor, uns zu entfernen.“

„So komm' nach Hause.“

„Sehr gern, aber Du hast mich ja noch gar nicht gefragt, weshalb ich hier sei?“

„Um zu jagen?“

„Im März? Gott bewahre.“

„Zu fischen?“

„In heißen Augusttagen ist das eine angenehme Beschäftigung, jetzt danke ich dafür. Nein, ich komme ob Besserem, ich komme Deinetwegen.“

„Rudolf!“

„Ja, ja, hier habe ich ein Billet, wenn's in dem Regen nicht zu Grunde ging. Trizy hat Dir doch von dem projektirten Ausflug nach Europa geschrieben?“

„Und?“ — In athemlosem Interesse beftete sie ihre Augen auf ihn.

„Hier ist das Billet.“

Sie riß es auf und las mit pochendem Herzen:

„Liebe Edith, wir wollen im Mai nach Europa gehen. Da Du der französischen und deutschen Sprache mächtig bist, wärest Du eine unschätzbare Grungenschaft für uns, und ich lade Dich ein, uns zu begleiten. Dein Vater hat hoffentlich nichts dagegen einzuwenden, er wird einsehen, daß die Reise für Dich nur Vortheile in sich schließt. Empfehle mich Deinen Eltern und komme so bald als möglich zu Deiner Dich liebenden Tante Charlotte Stuart.“

Edith blieb wie geblendet stehen.

„O, Rudolf! Rudolf!“ war Alles, was sie in ihrer freudigen Ueberraschung hervorbrachte.

„Ich wußte nicht, daß meiner Mutter Briefe solch' angenehme Wirkung haben“, lachte er, „wie herrlich muß der Beruf des Briefträgers sein! Du gehst also mit?“

„O, Rudolf, ist denn etwas Anderes denkbar?“

„Wird Dein Vater es erlauben?“

„Armer Papa, er wird mich vermissen, aber er wird es mir nicht abschlagen. Und Dir, Rudolf, Dir habe ich das Glück zu verdanken“, jubelte sie wonneirunken.

Er blickte ihr tinnig ins Auge und vergaß zu spotten.

„Und glaubst Du, armes Kind, daß in der Welt außerhalb dieser Meeresküste alles Sonnenschein sei und Luft? Gut, behalte die Meinung, sie wird bald genug vergehen. Was Dir aber auch das neue Leben bringen mag, ich bitte Dich, mir nie vorwerfen zu wollen, daß ich die Ursache war, weshalb man Dich aus dem alten gerissen.“

„Nie“, sagte sie.

Und sie hielt Wort. In all' der Trauer, der Schmach der Zukunft wäre sie nie zurückgekehrt, tadelte sie ihn nie.

Schweigend schritten sie dahin und standen bald an

der Thür des Hauses, das Edith Darrell achtzehn Jahre lang ihre Heimath genannt, das sie fürder nie mehr so nennen sollte. Wie verklärt war das junge Mädchen, ihre Lippen lächelten, ihr Auge glänzte.

„Bis wann soll ich zur Abreise bereit sein?“ fragte sie unter der Thür.

„Je eher, desto besser.“

(Fortsetzung folgt.)

Eine Donauperle.

Der bekannte Feuilletonist der Köln. Ztg., Freiherr v. Perfall, hat sich auf der Rückreise von den Moskauer Krönungsfestlichkeiten einige Tage in Passau aufgehalten und seine dort empfangenen Eindrücke in nachfolgender, anziehender Plauderei niedergelegt:

Auf der Heimfahrt zwischen Krakau und Wien fiel mir ein, daß ich von dem kleinen bayerischen Grenzstädtchen Passau a. d. D. schon so viel Gutes gehört hatte, und es schien mir ganz zweckmäßig, mich gleich beim Eintritt ins deutsche Vaterland ein bißchen zu verschauen und in göttlicher Faulheit ein paar Tage zu verthun. An mein Handwerk wollte ich gar nicht denken. Der liebe Gott hat die Welt nicht bloß deßhalb so schön gemacht, damit die Feuilletonisten etwas zu schreiben haben. Aber dieses Passau ist ein so entzückendes Nest, ein so feines Donauperldchen, daß ich die Freude, die ich dort hatte, nicht für mich allein behalten kann. Gewiß gibt es viel großartigere landschaftliche Schönheiten, aber nicht viele Orte, über die so viele Lieblichkeit ausgegossen ist. Um landschaftliche Schönheit handelt es sich nämlich. Zwar ist die Stadt ein uralter Bischofsitz, der neben St. Gallen, Bamberg und Regensburg in der Culturgeschichte des frühen Mittelalters eine sehr bedeutende Rolle spielt. Aber was sich an geschichtlichen Denkwürdigkeiten findet, ist nicht so wichtig, um etwa gleich nach Krakau dem nicht fachmännischen Leser ausführlich geschildert zu werden. Eine Landzunge streckt sich zwischen den beiden Thälern vor, in denen Inn und Donau einherfließen, um an der Spitze dieser Zunge sich zu verbinden. Da steht Passau mit dem verbauten, hoch aus den eng gedrängten Häusern aufragenden Dom. Die Häuser sind schmuck und blank, es gibt Ausblicke in Seitengäßchen und auf bergab führende Treppentpfeile, die an Italien mahnen. Barfüßige Jungen und Mädels mit dunklen Augen schwärzen eine besondere Abart des bayerischen Dialekts, Bauernfrauen mit schwarzseidenen Tüchern, die, eng um den Kopf gelegt, in mächtig langen Zipseln auf den Rücken fallen, wandeln neben Honoratorentöchterchen im modischen Sommerleide einher. Auch hier wird bei offenen Fenstern schlecht Clavier gellimpert, und radfahrende Touristen steigen vor einem der zahlreichen Wirthshäuser ab. Droschken fehlen, aber der für alle bayerischen Städte außer den allerkleinsten Landstädten charakteristische Dienstmann ist in mehreren Exemplaren vorhanden, und einer geleitet mich durch das Gäßchengewirr nach dem Rathshaus. Innen reich mit schönen Gemälden in den Hauptzimmern ausgestattet, trägt es außen einen stattlichen gothischen Thurm, im obern Theil bemalt und das Ziegeldach mit hübschen Giebeln flankirt. Im Erdgeschos ist die „Rathskeller“ genannte Wirthschaft, in der es einen guten Pfälzer Wein gibt. Den trinkt man an einem der Tische vor dem Hause und sieht über den

kleinen Platz auf die Donau und hinüber auf das andere Ufer, wo der baumbeschattete Berggrüden felsuntermischt hoch aufsteigt und von dessen vorderstem Ende die Feste Oberhaus mit Mauerwerk und schloßartigem Gebäude niederschaut. Ein weißer Passagierdampfer der Donau-Dampfschiffahrtsgesellschaft fährt eben vom Landungsplatz unter Glockengebimmel bergwärts gegen Regensburg mit zahlreichen Gästen auf dem Verdecke. Das Bild braucht vor dem Rheine sich nicht zu schämen; nur ist die Donau hier nicht sehr breit, was wieder den Vortheil hat, daß das saftige Laubgrün des Ufers näher ans Auge rückt. Natürlich muß man auf die andere Seite hinüber, den Blick von oben auf die Stadt zu genehen. Ueber einen Kettensteig geht es. Den in den Fels gesprengten Straßendurchgang, der zunächst vor uns liegt, lassen wir einstweilen beiseite und klettern den Stufenpfad, der sich dicht unten am Berggrüden bietet, empor. Da sind Strom und Stadt zu unsern Füßen, weit drüben über der Stadt heißes Berggelände mit grünen Matten, oben auf der Höhe dunkle Fichtenwälder. Nach Oesterreich geht es dort hinüber. Lauschiger Schatten umfängt uns, dann öffnet sich von Zeit zu Zeit der Busch wieder und zeigt aufs neue Strom und Stadt im Thale. Das ist ein erquickender Spaziergang, voll traulich beschaulicher und dabei bunt belebter Anmuth, den der glückliche Passauer so zu sagen vor dem Hause hat. Wir machen denselben Weg zurück, und jetzt durchschreiten wir das Felsenloch, denn wir wollen auf die Feste hinauf. Da kommen wir an das Ufer der kleinen Mz. Die Mzvorstadt zieht sich jenseits zwischen Fluß und Fels die Fahrstraße entlang, die Feste geht mit ihrem Mauerwerk hier tief gegen das Thal herab, und da hier das Gestein besonders mächtig aus dem Grinnen bricht, erhält man das romantische Bild einer mächtigen Felsenburg. Dintenschwarz fließt die Mz in die Donau hinein, und auf eine gute Strecke sieht man im Strome noch schwarze, flockig sich zertheilende Flecke, wie sie Tinte bildet, die man in klarem Wasser schüttet. Oben am Berge angelangt gehen wir durch das Festungsthor an der Wache und der Cantine vorbei unter schattigen Bäumen dem Aussichtsturm zu. Oberhaus dient als Militärstrafanstalt und in einer besondern Abtheilung als Mhl für Duellanten und für Journalisten, die das Preßgesetz falsch ausgelegt haben. Der Aussichtsturm erhebt sich zwischen den alten Befestigungswerken in einem kleinen, buschigen Gärtchen. In seinem Erdgeschosse sind allerlei Erzeugnisse der Hausindustrie des Bayerischen Waldes zum Verkauf ausgestellt, denn der „Waldverein“, der sich die Propaganda für jene eigenartige Gebirgsgegend angelegen sein läßt, hat ihn erbaut. An den Thurmwänden zu beiden Seiten der Holztreppe finden sich malerische Anordnungen von alten Fahnen, Trommeln, Waldhörnern, Jagdspieren, ausgestopften Eulen und Falken zwischen Lannentischen.

Jetzt auf der Plattform schauen wir weit in herrliches Land. Im Thale überblicken wir die drei Wasserläufe der Donau, der Mz und des Inns, wie sie Stadt und Vorstädte durchziehen und an der Landspitze sich vereinen. Dabei werden wir leicht irre. Fast will es uns scheinen, als müsse der schmälere und trägere Fluß dicht unten am Berge der Inn sein und die breite, schnell dahinschießende Wassermenge die Donau. Dem ist aber nicht so. Der Sohn der Tiroler Berge ist ein gar ungestümer Freier, auch nach der Vermählung hat er noch eine

Strecke weit die Uebermacht und reißt die Donau zu rascherem Laufe mit sich fort. Wie es in mancher Ehe gehen soll, so geschieht es eben auch hier. Bald merkt man nichts mehr vom Ungeßüm des Herrn Inn, Frau Donau hat ihn so gezähmt, daß von ihm gar nicht mehr die Rede ist. Am östlichen Horizonte ziehen sich, bläulich überhaucht, die mit dunklen Fichten überdeckten Berge des Bayerischen Waldes feierlich ernst dahin, im Südwesten aber sehen wir die Spitzen, Faden und Grate der Alpen des Salzkammergutes mit ihren Schneerinnen als wirres Steinmeer zum Himmel ragen. Dazwischen dehnt sich weithin wiesenreiches, walddurchzogenes Hügelland in lieblich weichen Bildungen von Gängen und Mulden mit hellstimmernden Gehöften auf grüner Matte am Rande der weißstimmernden sich hindurchschlingelnden Straßen. Die Stadt, die Flüsse im bergumgebenen Thale, das Waldgebirge, die schneemgürtete Alpenwelt, das lachende Hügelland — das ist ein Reich, dessen das Auge nimmer satt wird. Da und da und dort und dort ist ein steiler Hang, ein hochgelegener Wiesenfleck, wo's ganz herrlich wäre, sich ein Häuschen zu bauen, von dessen Altan man hineinschauen könnte in diese schöne Welt, wenn eben die Sprache nicht so schickelschwere Worte, wie „wenn“, „aber“, „müchte“ und „könnte“ hätte.

Während ich lange auf der die Plattform umrandenden Bank saß, fragte ich mich immer wieder, warum dieses schöne Fleckchen Erde so wenig bekannt ist, warum nicht diese Hänge und Berggrüden von Billen besät sind. Passau hat sehr unglückliche Eisenbahnverbindungen. Nach der bayerischen Hauptstadt fährt nicht ein einziger unmittelbarer Schnellzug, sie ist erst in fünf Stunden erreichbar. Allerdings liegt Passau an der Linie Köln-Wien und hat in der That bessere Fühlung mit Wien als mit München, aber die Mehrzahl der die durchgehenden Züge benutzenden Reisenden haben ein weites Ziel und denken nicht daran, an dem Städtchen, das noch dazu auf der Bahnseite seine Reize gar nicht entfaltet, Rast zu machen. Engländer, die auf der Donau von Regensburg nach Wien fahren, halten sich zuweilen in Passau auf. Sonst aber ist es der gewaltige Wettbewerb der Alpen, der das liebliche Passauer Thal nicht aufkommen läßt. Freilich sind von Passau aus zwei- und dreitägige Touren in die schönsten Gegenden des Salzkammergutes sehr bequem zu machen, liegt doch die Stadt zum Hochlande, wie etwa Köln zur Gifel, und der schöne Bayerische Wald ist ebenso günstig gelegen. Aber der weit hergereiste Norddeutsche will möglichst mitten im Hochgebirge die Sommerfrische verbringen, mit den Niesen spielen. Dem Münchener aber ist die Gegend, wie gesagt, ungünstig gelegen, abgesehen davon, daß er erst recht sich nur im Hochlande wohl zu fühlen glaubt. Man verdächtigt in Passau sogar die bayerische Eisenbahnpolitik, daß sie die Stadt und den Bayerischen Wald so knapp halte, um den großen Sommerfrischen des oberbayerischen Gebirges, an die sich allerlei Münchener Interessen knüpfen, nicht etwas vom Fremdenverkehr zu entziehen. Gleichviel, ich habe, wegmüde, nach langer Fahrt in Passau mit ein paar Athemzügen neue Lebensfrische mir geholt, habe nach allerlei mächtig auf die Phantasie wirkenden Eindrücken hier jene Seelenfröhllichkeit gefunden, die nur von der Natur kommt, und bin erst recht stolz auf mein Vaterland geworden, da ich diese herrliche Eingangspforte des deutschen Reiches sah. Dabei war mein Aufenthalt gar nicht so lange,

daß ich alle die schönen Punkte, die — der Charakter der Landschaft zeigte es — hier zu Duzenden in allen Windgegenden liegen müssen, hätte besuchen können. Auf der Innseite bin ich noch gewesen, auf der Höhe des kleinen Wallfahrtsortes Mariahilf, von wo das gedrängte Bild der Stadt, der Feste und der jenseitigen Berge sich wieder in neu geartetem Netze bietet. Auf diesem Spaziergange begegnete mir eine Gruppe von Bauerklenten beiderlei Geschlechts. Aufrecht schritten sie einher, muntern Blickes gaben sie mir ihr „Grüß Gott!“ und ich dachte an die Gestalten der russischen Wallfahrer, die ich, noch keine Woche war es her, in Kiew gesehen hatte. Welch ein Unterschied, viel, viel größer als der dieser bayerischen Bauern von Fürsten und Grafen. Endlich habe ich in der Vorstadt ein Wirthshaus entdeckt, wie es so echt nur in Geschichten, die gar nicht mehr Mode sind, vorkommt. An den Fels lehnt sich das stattliche, hellgrüne Haus mit den dunkelgrünen Fensterläden, über der Fahrstraße drüben, dicht am Flusse, ist der schattige Garten mit den Lauben von wildem Wein. Da sitzen die Passauer Honoratoren beim Abendschoppen, und die alte Frau Wirthin mit dem landesüblichen seidenen Kopftuche plaudert mit ihnen. Die Feste schaut vom andern Ufer herüber, junge Mädchen gleiten im Rahn über den dunklen Fluß, lachend und scherzend. Könnte das nicht irgendwo in den Rheinlanden sein? Mir kam während meines Passauer Aufenthalts mehrmals derselbe Gedanke.

Eine neue Augenoperation.

Ueber eine neue Augenoperation durch den Gammurger Augenarzt Prof. Dr. Deutschmann gehen Mittheilungen durch die Blätter. Darnach ist Prof. Dr. Deutschmann die Heilung der bisher für unheilbar gehaltenen Erblindung in Folge von Netzhautablösung durch Einführung des Augenglaslkörpers lebender Kaninchen gelungen, und es sind durch Professor Dr. Deutschmann bereits zahlreiche Kranke durch dieses sein Operationsverfahren geheilt worden. Während die einen Blätter diese Notiz eines Wiener Journals kommentarlos reproduziren, setzen andere Zweifel in die Richtigkeit der Mittheilung. Wie die „Hamb. Nachr.“ schreiben, handelt es sich nun durchaus nicht um etwas Neues, wenn auch in Laienkreisen wenig Bekanntes.

Schon seit vielen Jahren hat sich Prof. Dr. Deutschmann eingehend mit der Erblindung durch Netzhautablösung beschäftigt und weitgehende Untersuchungen im Interesse der Heilung dieser bisher als unheilbar erschienenen, für ihre Opfer furchtbaren Krankheit angestellt. Die Resultate dieser seiner Bemühungen legte er nieder in einem in dem bereits im April 1895 erschienenen 20. Heft der „Beiträge zur Augenheilkunde“, herausgegeben von Prof. Dr. R. Deutschmann erschienenen Artikel „Ueber ein neues Heilverfahren bei Netzhautablösung.“ Nachdem der Verfasser zunächst über seine von überraschend günstigen Erfolgen begleitete Behandlung der Netzhautablösung durch Netzhautglaskörper-Durchschneidung in elf Fällen, die sich auf den Zeitraum von 1890 bis 1895 verteilen, berichtet, kommt er zur Darlegung der Heilung durch Einführung des Augenglaslkörpers lebender Kaninchen.

Diesen Aufzeichnungen entnehmen wir folgende Sätze:

„Sollte irgend eine Besserung resp. wenigstens eine partielle Wiederanlegung der Netzhaut erreicht werden können, so war dies einer einfachen Ueberlegung nach nur unter folgenden Bedingungen möglich: 1) die im Bulbus (Augenapfel) jetzt frei zirkulirende Flüssigkeit mußte abgelassen werden; 2) der präretinale (vor der Netzhaut befindliche) Raum mußte mit einer Flüssigkeit angefüllt werden, die, nachdem die Netina durch den Strom der abfließenden Masse der Aderhaut möglichst genähert war, sie weiter an die letztere andrückte; 3) durch die Möglichkeit längeren Verweilens im Bulbus sie auch einige Zeit angedrückt hielt; 4) durch Erregung schwacher entzündlicher Vorgänge zunächst zu einer Verklebung, späterhin zu einer Verwachsung von Netzhaut und Aderhaut führte; 5) dabei doch nicht so different war, daß sie direkt schädigend auf die Elemente der Netzhaut resp. des Uvealtraktes einwirkte; 6) vollständig aseptisch war resp. aseptisch herzustellen war, ohne etwa dadurch an Wirksamkeit einzubüßen. — Das scheint nun in der That etwas viel verlangt, und doch sagte mir eine einfache Ueberlegung, daß eine solche Flüssigkeit in dem frischen, normalen Glaskörper des lebenden Thieres gegeben sein dürfte. Da der Zustand des kranken Auges des Patienten absolut unverändert schlecht war, so nahm ich die Operation, wie ich sie mir theoretisch ausgedacht hatte, vor.“

Weiter schildert nun Professor Deutschmann, wie er dabei zu Werke ging: „Der Kaninchenbulbus wurde auf das Penibelste von allen anhängenden Muskel- und Bindegewebsanteilen frei präparirt, ganz flüchtig in schwacher Sublimatlösung abgespült, hinterher mit heißem, sterilisirtem Wasser abgewaschen und nun mit der Scheere, vom Optikusstumpf ausgehend, die Augenhäute am hinteren Pole nach rechts und links eingeschnitten; bei minimalem Druck quoll der zähe Glaskörper heraus, vermengt mit einigen Tropfen wasserklarer Flüssigkeit, die zum Theil wohl Kammerwasser ist, wie ich glaube, und wurde in einem durch Hitze vorher sterilisirten Glaschälchen mit eingeschliffenem Deckel aufgefangen; das Schälchen war nach vollendeter Desinfection im Sterilisationsapparate bis auf 40 Grad Celsius wieder abgekühlt. Ich setzte nun einige Tropfen durch Kochen sterilisirter $\frac{3}{4}$ procentiger Chlornatriumlösung, noch warm, hinzu und stellte durch Verköhren derselben mittels sterilisirten Glasstabes mit dem Kaninchenglaslkörper aus letzterem eine halbflüssige, etwas grauweiße, leicht flockige Masse her. Nun ließ ich durch einen Schnitt mit dem zweischneidigen Linearmesser in den Bulbus des Patienten von unten und innen her die vermuthete blutigseröse Flüssigkeit abfließen. Sobald dies geschehen war, sog ich in eine sonst gewöhnliche, nur mit Asbeststempel und Glaskanülenansatz versehene Pravaz'sche Spritze, die vorher durch Kochen sterilisirt war, während sie noch circa 38 Grad Celsius warm war, den Kaninchenglaslkörper auf und injizirte mittelst einer neusilbernen scharfen Kanüle von der gewöhnlichen Stärke (wie solche den Pravaz'schen Spritzen beigegeben sind), die natürlich vorher gleichfalls ausgekocht war, ca. 1,5 Theilstriche in den Bulbus des Patienten. Ich stieß zu diesem Zwecke die Kanüle von außen unten her dicht vor dem Äquator in schräger Richtung in das Auge ein, was bei der Weichheit desselben seine Schwierigkeiten hatte, aber doch ganz gut gelang. Darauf zog ich, nachdem ich die gewünschte Menge unter sanftem Druck in den Bulbus entleert hatte, langsam und vorsichtig die Kanüle zurück; es floß nichts von

der injizierten Flüssigkeit ab. Der Augenbruck war nach Bollenbung des Eingriffes, der völlig schmerzlos für den Patienten verlief, normal; die Pupille, die absichtlich vorher durch Atropin nicht erweitert gewesen war, hatte sich entschieden vergrößert. Der Patient wurde mit gewöhnlichem einseitigem Druckverband zu Bett gebracht. Das Auge besserte sich unter leichten Schwankungen von Tag zu Tag. Seit Ausführung der Operation ist nun (im April 1895) über ein Jahr vergangen, und das Sehvermögen hat sich noch weiter gebessert.“ Nachdem Herr Professor Deutschmann noch Berichte über weitere glücklich verlaufene Operationen derselben Art geschildert, kommt er zu dem Schlusse: „Ich glaube, man wird zugeben müssen, daß die Heilmethode in allen diesen Fällen an sonst der Erblindung überlieferten Augen so viel geleistet hat, daß ein Versuch mit derselben nicht nur gerechtfertigt, sondern Pflicht ist. Schiebt sie, auch den ungünstigen Fall eines späteren Rezidivs (Rückfalls) angenommen, die Erblindung auf einige Jahre hinaus, so wäre selbst dies ein für derartige Unglückliche resp. von derartigen Unglücklichen gewiß anzuerkennender Gewinn, abgesehen davon, daß sich bei einem etwaigen Rezidiv dieses Heilverfahrens natürlich sofort wieder in Anwendung bringen ließe.“

Allezlet.

Altväterischer Stil. Die guten alten Zeiten, welche von so manchem herbeigewünscht werden, haben doch auch so manche Schattenseite gehabt und sich durch manche Eigenschaften auszeichnet, welche man nicht gerade als über alles Lob erhaben bezeichnen kann. Eine solche recht bedenkliche Eigenschaft, wie sie jetzt, dank den guten Schulen, selbst nicht mehr in den untersten Schichten des Volkes vorkommen würde, war der Mangel im Stillstehen; von diesem aber dürfte folgende Probe aus einem Zeugniß, welches ein Richter einem Nachrichten allen Ernstes ausstellte, ein ganz besondes schlagender Beweis sein. Dies Zeugniß lautet unter Weglassung einiges unnötigen Beiwerkes wörtlich wie folgt: „Daß der Nachrichten von Pefelsberg, J. St., den p. p. Sch. nicht nur wohl und zu meinem besondern Vergnügen enthauptete, sondern auch vordem einen Beisassen über die Mäßen wohl gehentt, also daß man in dergleichen Fällen sehr gut von ihm bedient wird, ein solches bescheinige ich hiemit. Den 9. Januar 1709. N. N.“

Wie theuer das Leben beim Militär ist. Drei Väter klagen einander auf der Rückkehr aus dem Baderorte K. im Eisenbahnwaggon ihr Leid, wie theuer das Leben beim Militär sei, wo Jeder von ihnen einen wohlgerathenen Einjährigen stehen hat. Papa Nr. 1 blickt finster drein und spricht: „Bei der Kavallerie dient er, mein Sohn, und im letzten Monat hab' ich ihm 1000 Mark schicken müssen, weil er ein ararisches Pferd zu Schanden geritten hat und ersehen mußte.“ Papa Nr. 2 schlägt eine bittere Lache auf und sagt: „Und das genirt Sie? Lumpige 1000 M.? Mein Sohn, hören Sie, hat mir's nicht so billig gethan. Freilich dient er bei der Artillerie. Sehten Freitag bekomme ich von ihm eine Rechnung über 11,400 M. — eine Kanon hat er zerbrochen . . .“ Papa Nr. 3 springt mit ge-

sträubtem Haar von seinem Sitze auf und schreit verzweifelt: „Was ist all' das im Vergleich zu dem Geld, das ich werde bezahlen müssen! Mein Herr Sohn dient bei der Marine. In der vorigen Woche besetzt ihm sein Admiral: „Krageln Sie auf den Mastbaum hinauf!“ Mein Sohn gehorcht natürlich, er kragelt und kragelt, und wie er ganz oben ist, fällt er mir herunter und zerbricht mir den ganzen Meerespiegel. Gott weiß, was ich werd' zahlen müssen . . .“ — Es ist unglücklich, wie theuer das Leben beim Militär ist!

Die zehn Gebote für den Sommerfrischler. 1. Achte den Bauernstand und seine Grundsätze; denn ohne Bauern gibt es keine Herren; er ist die Stütze des Thrones. 2. Steh' früh auf und leg' dich zeitlich nieder, dann wird dich kein Lärm stören. 3. Verehere das Rindvieh, insbesondere die Kühe und störe ihre Freiheit nicht, denn nur so bekommst du Milch und Butter, welche dir so angenehm sind. 4. Schmähe nicht über die Düngerhaufen; durch sie leiden sich die Felber und Wiesen immer im frischen Grün. 5. Störe nicht den Herzensfrieden der Landmädchen. 6. Sei bescheiden in deinen Ansprüchen, denn je weniger du begehrst, desto zufriedener bist du. 7. Spotte nicht über Einfalt und Natürlichkeit der Landleute, du kannst von ihnen lernen. 8. Verpöste nicht mit Moschusgestank die würzige Bergluft. 9. Wenn du ein Christ bist, so feilsche nicht. 10. Sei nicht stolz; der Bauer urtheilt scharf und richtig, indem er sagt: „Dummheit und Stolz wächst auf oan Holz!“

Eine Atesenuhr. Als größte Uhr der Welt dürfte wohl mit Recht die im Thurme des Rathhauses zu Philadelphia untergebrachte zu bezeichnen sein. Das Zifferblatt derselben besitzt einen Durchmesser von 10 m, während der Minutenzeiger eine Länge von 4 m, der Stundenzeiger eine solche von 2½ m aufweist. Die Glocke für das Schlagwerk hat ein Gewicht von circa 25,000 kg und ist zum Aufstehen der Uhr eine eigene Dampfmaschine, die in dem Thurm untergebracht ist, erforderlich. Der Größe der Uhr entsprechend, ist dieselbe so hoch aufgestellt, daß sie von allen Punkten der Stadt sichtbar erscheint, und wird dieselbe nachts elektrisch beleuchtet, um auch bei Dunkelheit allseitig gesehen zu werden.

Praktische Wissenschaft. Frau: „Aber, Männchen, was machst Du denn da! Du solltest mir doch die Ente tranckiren.“ — Professor: „Ja, ich photographire sie eben mit X-Strahlen, um mich über das Knochen-Gerüst zu orientiren!“

Schlimm und schlimmer. Herr: Fräulein X. singt auch nicht mehr so gut, als vor Jahren!“ — Fräulein: „Ach, es muß schrecklich sein, wenn eine Sängerin merkt, daß sie ihre Stimme verloren.“ — Herr: „Noch schrecklicher aber, wenn sie es nicht merkt.“

Schöne Aussicht. A.: „Ich habe jetzt eine Stelle in einer Pulvermühle.“ — B.: „Da bleiben Sie nur, lieber Freund. Sie haben da alle Aussicht, eines Tages in die Höhe zu kommen.“

Ländliche Diagnose. Bauer: I woach net, was böß is, Bader, an Katarrh hab' i, an Husten und überall reißt's mit! — Bader: Dös macht nix. Woachst,

wer bei dem Sauweiler net krank is, der is überhaupt net gesund.

Am Jägertisch. Jäger: „Herr Nachbar, Sie dürfen es glauben, ich spreche die reine Wahrheit.“ — Nachbar: „O geben Sie sich keine unnöthige Mühe, man verlangt von keinem Menschen das Unmögliche.“

Kindliche Sparsamkeit. Julius [stolz zu seinem Freunde Alphons]: „Mama gibt mir jeden Tag zwei Pfennige dafür, daß ich meinen Leberthran einnehme.“ — Alphons: „Und was machst Du damit?“ — Julius: „Die spare ich zusammen, bis es eine Mark geworden ist.“ — Alphons: „Nun, und dann?“ — Julius: „Dann kauft mir Mama wieder eine Flasche Leberthran dafür.“

Geographie-Examen. Lehrer: „Welche Veränderungen bemerken Sie an der Karte von Europa in den letzten zehn Jahren?“ — Schüler: „Sie ist zweimal frisch lackirt worden.“

Aus der Schule. Lehrer: „Kann mir Jemand sagen, wer Ganymed war?“ — Pepi [Sohn des Löwenwirths]: „Der der war Zahnkellner im Olymp.“

Selbstgefühl. „. . . . Ihr Garten ist prächtig, Herr Commencienrath und diese herrliche Luft!“ — „Ja, meine Luft ist gut!“

Abendlied.

Wie traulich klang
Das Thal entlang
Des Abglöckleins Friedensgruß!
Das Glöcklein schwieg,
Und niederstieg
Der Himmelssonne Vollgenuß.

Stillfeierns Blick
Und friedbeglückt
Empor die tagesmüde Flur;
Und aller Klag'
Und aller Plag'
Vergessend ruht die Creatur.

Nur Amselfschlag
Im nahen Hag
Lohnt Klagen durch die Abendruß;
Und neigend lauscht
Und leise rauscht
Des Walbes Wunderwelt dazu.

Da plötzlich regt
Sich's und bewegt
Sich's mächtig wallend in der Brust;
Die Thräne bricht —
O störe nicht
Des Himmelsfriedens sel'ge Lust!

J. N.

Goldförmner.

Wenn ich hasse, so nehme ich mir etwas; wenn ich liebe,
so werde ich um das reicher, was ich liebe. Schiller.

Weine dich aus im Schmerz, dann greif' entschlossen zur Arbeit;
Was die Thräne nicht löst, löst, dich erquickend, der Schweiß.

Frei muß ich denken, sprechen und athmen Gottes Luft,
Und wer die drei mir raubet, der legt mich in die Gruft.

**Internationales Meister-Turnier
in Nürnberg.**

Wir theilen hiermit die zweite Partie aus diesem Meister-Turniere mit. (Nachdruck verboten, da das Recht der Publication von dem Schachclub Nürnberg vorbehalten wurde. D. Red.)

II.
(Gespielt am 29. Juli 1896.)
Französische Eröffnung.

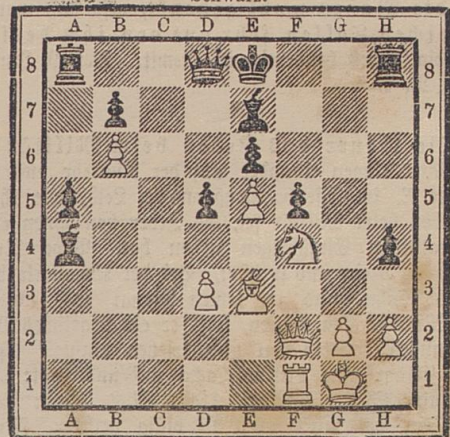
Züge	Weiss: Pillsbury (Amerika).	Schwarz: Lasker (England).	Züge	Weiss: Pillsbury (Amerika).	Schwarz: Lasker (England).
1	e2-e4	e7-e6	26	S. f4-e6	L. a4-d7
2	d2-d4	d7-d5	27	S. e6×Dd8	T. a8×d8
3	S. b1-c3	S. g8-f6	28	L. e3-c5	T. d8-c8
4	e4-e5	S. g6-d7	29	L. c5×Le7	K. e8×e7
5	f2-f4	c7-c5	30	D. f2-e3	T. c8-c6
6	d4×c5	S. b8-c6	31	D. e3-g5†	K. e7-f7
7	a2-a3	S. d7×c5	32	T. f1-e1	T×T†
8	b2-b4	S. c5-d7	33	D×T	T. h8-c8
9	L. f1-d3	a7-a5	34	D. c1-e1	h4-h3
10	b4-b5	S. c6-b8	35	g2×h3	T. c8-g8†
11	S. g1-f3	S. d7-c5	36	K. g1-f2	a5-a4
12	L. c1-e3	S. b8-d7	37	D. e1-b4	T. g8-g6
13	0-0*	f7-g6	38	K. f2-f3	a4-a3
14	S. c3-e2	L. f8-e7	39	D. b4×a3	T. g6×b6
15	D. d1-e1	S. d7-b6	40	D. a3-c5	T. b6-e6
16	S. f3-d4	L. c8-d7	41	D. c5-c7	K. f7-e7
17	D. e1-f2	S. b6-a4	42	K. f3-f4	b7-b6
18	T. a1-b1	h7-h5	43	h3-h4	T. e6-c6
19	b7-b6	S. c5×d3	44	D. c7-b8	L. d7-e8
20	c2×d3	L. e7×a3	45	K. f4×f5	T. e6-h6
21	f4-f5	g6×f5	46	D. b8-c7†	K. e7-f8
22	S. e2-f4	h5-h4	47	D. c7-d8	b6-b5
23	T. b1-a1	L. a3-c7	48	e5-e6	T. h6-h7
24	T. a1×a4	L. d7×a4	49	K. f5-e5	b5-b4
25	S. d4×c6	f7×c6	50	D. d8-d6†	aufgegeben.

*) Kleine Rochade.

Anmerkung. In obiger Partie hat der jugendliche — 23jährige — amerikanische Meister, welcher, nebenbei bemerkt, im 1895er internationalen Turnier zu Hastings den I. Preis errang, seinen kühnen Angriff vom Beginn bis zum Ende mit feinen Opferkombinationen siegreich durchgeführt; dessen gewaltiger Gegner musste trotz tapferer Vertheidigung nach dem 50. Zuge die Waffen strecken.

Diese glänzende Partie dürfte bis jetzt die meiste Anwartschaft auf den Rothschild-Preis haben. Eine weitere, sehr elegante Partie zwischen dem österreichischen Meister Albin und dem Ungarn Charousek folgt in einer der nächsten Nummern. K. Hofmann.

Schwarz.



Weiss.
Stellung nach dem 25. Zuge.